

Gemeinde unseres Herrn Jesu Christi,

in diesem Jahr verstarb meine Großtante,  
Frau eines Pfarrers, meines Großonkels Jan,  
dessen niederländischer Talar ich lange Jahre trug,  
bis ich es an der Zeit fand,  
auch in dieser Hinsicht Deutsch zu werden.  
Meine Großtante, Tante Ada, sie war,  
ich könnte sagen: meine eigentliche Oma väterlicherseits,  
weil mein Vater lange bei ihr lebte  
und Tante Ada meine leibliche Oma 37 Jahre überlebte.

Das ist eine meiner Geschichten mit dem Tod  
in diesem Jahr.  
Und ich möchte die Geschichte erzählen,  
weil ich am Nachmittag vor der Nacht,  
in der sie sterben würde,  
an ihrem Bett im Hospiz saß, in Rotterdam,  
und ein Gedicht las –  
auf ihrer Bitte, aber ich durfte es selbst auswählen  
aus einem Buch, das sie in das Hospiz mitgenommen hatte.  
Über den Tod ging das Gedicht, das ich auswählte  
– das lag in der Natur der Stunde –  
und dieses Gedicht hängt seitdem über meinem Schreibtisch.  
Es heißt: Der Pflüger.

Das Gedicht ist stark christlich geprägt.  
Pflügen – das ist eine Metapher, die es auch bei Jesus gibt.  
Pflügen auf den Felsen kommt als Bild für harte,  
sinnlos erscheinende Arbeit beim Propheten Amos,  
im Alten Testament, vor.  
Im Gedicht geht es um ein „Pflügen mit Worten“ –  
die Sinnsuche könnte man sagen,  
Sinnsuche angesichts von allem,  
was in einem „fernen Lande“,  
wie es im Gedicht heißt,  
alles passieren kann.

„Fern“ kommt uns das Leben, // so wie wir das führen, // manchmal vor –  
fern von allem, wofür das Leben doch eigentlich gedacht sein soll,  
fern der Freude, // fern des Zusammenhalts, // fern der Geborgenheit.  
Angesichts dieser Erfahrung der Ferne pflügen wir mit Worten.  
Wir suchen.  
Wir suchen den Sinn,  
von allem, was das Leben von uns verlangt.  
Wir suchen:  
Erklärungen, Antworten, Momente der Erfüllung.

Fast zum Ende sagt das Gedicht dann Folgendes –  
oder auch: spricht dann der Pflüger.

Er sagt: *Ich werde die Ähren nicht mehr sehen  
und werde die Garben nicht mehr binden,  
lass mich aber an der Ernte glauben,  
für die ich diene.*

Das ist kein Gedicht mehr. // Das ist ein Gebet.

Der Pflüger pflügt, // er schuftet, er kämpft,  
auf dem Acker, auf den Felsen.

Manchmal ruht er natürlich auch,  
aber dann ruft der Acker.

Der Acker kann nicht unbearbeitet bleiben.

So geht das manchmal harte Leben weiter.

So geht es uns – meine ich – sehr häufig auch.

Vorgestern noch führte ich zwei Gespräche genau über diese Erfahrung.

Wir: Wir erahnen den Sinn,  
aber er wird uns nicht geschenkt,  
wir bekommen ihn nicht, wir *haben* ihn nie.

Wir pflügen – weil wir den Sinn erahnen.

Weil wir ahnen, wofür, warum und wozu wir leben.

Weil wir Gott erahnen.

Würden wir Gott, den Sinn, den Horizont nicht erahnen –  
dann würden wir sofort aufhören zu pflügen.

Wir würden die Kraft nicht finden.

Wir erahnen die Ernte –

aber: in diesem Leben, in diesem Leben,

werden wir die Ernte nie schmecken,

klar: ansatzweise, aber nie vollumfänglich.

Es bleibt beim Pflügen –

in einem großen Vertrauen,

dass dieses Pflügen dient –

dient dem Reich Gottes –

wie immer man dieses Reich auch denken soll.

An diesem Gedicht war ich erinnert,

als Fidèle und ich durch die Texte für diesen Sonntag gingen –

und ich ihn sagte (leicht euphorisch):

Ja, das, das nehmen wir.

(Viel Raum für eine Gegenrede habe ich Fidèle nicht geboten.)

Darüber geht es in der Todesgeschichte von Moses.

Das macht die Wahl dieses Textes,

für die Perikopenordnung,

für die festen Lesungen an diesem Sonntag, so genial.

Mose sieht das Land,  
das verheißene Land, voll von Milch, voll von Honig.  
Mose sieht das Land.  
Mit anderen Worten:  
Er hat gepflügt, er erahnt die Ernte,  
sieht vielleicht schon die Ähren –  
aber er wird sie nicht schmecken – nicht in diesem Leben.  
Damit muss er in diesem Leben auskommen.  
Das Land, das er sehen darf,  
es bleibt aber außerhalb seiner Reichweite.  
Die ultimative Erfüllung steht aus.  
Man kann dieser Erfüllung nähern,  
vielleicht hat Mose die Gerüche des Landes,  
sogar in seiner Nase gehabt,  
der Duft einer wärmen Fläche eines fruchtbaren Landes –  
mit dem Duft in der Nase ist er gestorben,  
aber nicht mit einer Frucht aus dem Lande im Mund,  
nicht in der schönen Kleidung der Schafswolle,  
nein, in den Lumpen eines Wüstenkönigs, eines Wüstenführers.

Wir kennen das, glaube ich, alle –  
nicht immer zum Glück, aber phasenweise,  
wir mühen uns in der Arbeit ab, *aber* scheinbar ergebnislos,  
wir tun unser Bestes, *aber* sehen wie die Ehe uns entgleitet,  
wir streben Versöhnung an, *aber* die Antwort bleibt aus,  
wir setzen uns ein, *aber* der Dank bleibt aus,  
wir verlangen Harmonie in der Familie, *aber* etwas steht der im Wege.

Mit den Worten des Gedichtes:

Wir pflügen, mühsam.

Mit den Worten über Mose:

Wir bahnen uns einen Weg durch die Wüste, mühsam.

Die Antwort, die Erfüllung,

diese eine Erfahrung,

das eine Wort, das meine Existenz für immer bestätigt,

dieses eine Wort, nach dem ich so verlange,

dieses Wort folgt aber nicht.

Und ich zweifle bodenlos am Sinn meiner Existenz.

Ich glaube, dass der Tod das sinnlose Ende eines sinnlosen Lebens ist.

Quod non, sagt die Bibel.

Dem ist nicht so, sagt das Wort Gottes.

In allem, was du versuchst,

in deinem ganzen Dienen,

mit all deinen Versuchen,

ausreichend Brot zu verdienen (ausreichend – nicht mehr),

andere zu erreichen,

gesehen und geschätzt zu werden,

in all deinen Versuchen,

geborgen zu sein, // bestätigt zu werden,  
die Liebe ein für alle Mal zu haben und festhalten zu können –  
in all diesen deinen Versuchen,  
streckst du dich aus –  
lebst du bereits im Hinblick auf dieses Land,  
dieses vollkommene Land,  
von dem du ahnst, dass es das gibst –  
aber dass du *in diesem Leben*  
nie betreten wirst – nie betreten kannst.  
Du darfst es sehen – du darfst es nicht betreten.  
Du darfst es erahnen – du darfst es nicht erkunden.  
Du darfst es riechen – du darfst es nicht bewohnen.  
Betreten, erkunden, wohnen –  
das ist für *dieses* Leben zu viel verlangt.  
Aber indem du dich ausstreckst,  
indem du, wie Mose, deine Schritte durch die Wüste gehst  
(und nicht stillsteht –  
oder sogar zurückgehst zu den Fleischtöpfen),  
indem du pflügst – und dir schon am Pflug  
die reiche Ernte vorstellt,  
indem du nicht zurückverlangst,  
sondern vorausverlangst und *dienst*,  
indem du das machst – den Sinn ahnst  
bist du schon so nah bei diesem Land,  
wie ein Mensch nur kommen kann.  
Indem du pflügst und die Ernte schon vor dir siehst,  
bist du so nah bei diesem Land,  
wie ein Mensch nur kommen kann.

Es gibt einen „unendlichen qualitativen Unterschied“  
zwischen Gott und Mensch – // so heißt das in der reformierten Theologie.  
Das heißt in normalen Menschenworten:  
Wir können von uns aus den Sprung in dieses Land nicht machen.  
Nur Gott selbst, nur Gott selbst kann uns hineinholen.  
Wir können die Tür nicht aufmachen, // die Brücke nicht bauen.  
Nur Gott kann sie öffnen, // nur er kann sie bauen.

Der Glaube – der christliche Glaube,  
gibt uns das Vertrauen,  
dass Gott die Tür auch öffnen *wird*, // dass er uns die Brücke bauen *wird*,  
dass wir sehen werden von Angesicht zu Angesicht,  
dass wir das Land, nach dem wir verlangen,  
auch bewohnen werden,  
die Ernte, die wir bereits vor uns sehen,  
auch schmecken werden dürfen.

Nicht in diesem Leben, aber:  
in einem Leben, das kommt. Amen.